

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 43. — Sonntag, den 23. Oktober 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

## Erzgebirgler im Freiwilligen Arbeitsdienst

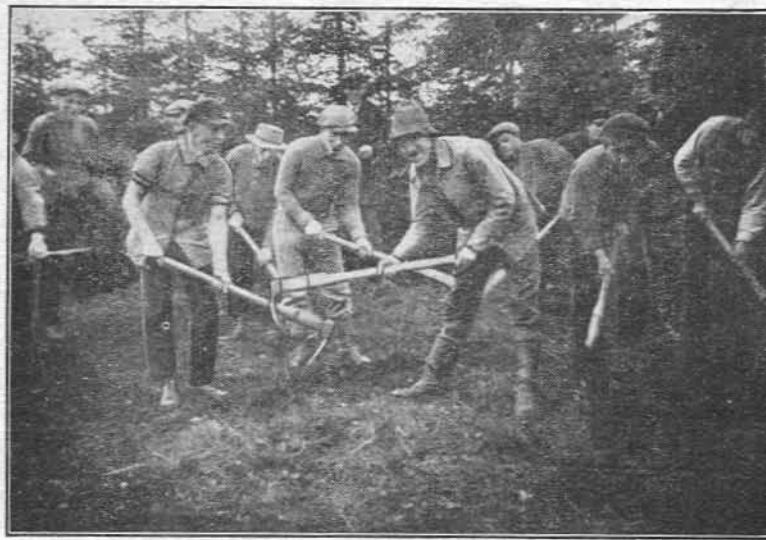
In Buchholz und Elterlein.

Auch Buchholz — wir berichteten schon darüber — hat nun seinen freiwilligen Arbeitsdienst. Um 7 Uhr früh beginnt er täglich, greifen die Arbeitsdienstwilligen zu Hacke und Schaufel.

Man sieht es ihnen allen nicht an, daß ihnen diese Arbeit eine ungewohnte ist, ihnen, die früher als Fleischer, Schlosser, Tischler usw. tätig waren. Fleißig und freudig leisten sie Tag um Tag ihr Pensum, Kamerad unter Kameraden. Wie lernt man sich dabei gründlich kennen und wie beobachtet man auch, daß der andere, der vielleicht eine entgegengesetzte politische Gesinnung hat, ebenfalls ein anständiger lieber Kerl ist. Das ist der andere Wert, ist die andere Bedeutung dieses Freiwilligen Arbeitsdienstes. 29 Buchholzer verrichten ihn bei uns, arbeiten 36 Stunden in der Woche; und das 20 Wochen lang. Wie das Ganze finanziert wird, darüber schrieb die „D. Z.“ ebenfalls schon. Alles wetteifert, seine 1.70 RM. pro Tag redlich zu verdienen. Bodenverbesserungsarbeiten verrichtet man im Buchholzer Stadtwald jetzt und dann kommen Begearbeiten am Röhrensteig und Hohweg daran. Heide rodet man zunächst im Walde aus, sie, die das Wachstum der jungen Fichten bekanntlich so behindert; und dann geht es ans Wege schaffen, wozu Steine zc. aus dem Wald nach dem Hohlweg geschafft werden sollen. R u d, r u d, so klingt es täglich draußen im Buchholzer Wald. Es ist schon frisch, recht frisch bei der Arbeit am Morgen, doch bald wird man warm und wie schmeckt die Arbeit nach der langen furchtbaren Tatenlosigkeit, zu der man verdammt war. Man sieht auch, was man schafft, wie es fleckt, und freut sich darüber. Manch andere unsichtbare Tätigkeit würde nicht diesen Spaß machen. Auch die Bürgerschaft sieht es, die viel hinausgeht und froh beobachtet, was Arbeitslose hier erschaffen, die sich samt und sonders frei-

willig gemeldet. Und wie munter mittags das reichliche, kräftige Mahl im „Schützenhaus“ beim Vater Beck, der es so recht versteht, es den Freiwilligen gemächlich zu machen.

Kräftige Portionen bekommen sie dort, ob es Kartoffelbrei mit Beafsteak gibt, ob saure Flecke, Kartoffelstückchen mit Rindfleisch zc. Dann im Anschluß an das Essen der Unterricht oder die sportliche Stunde. Wie faust der Fußball in letzteren sportgerecht durch das Tor, begleitet vom hellen Jubel. — Nicht zu vergessen auch, wieviel unentdeckte Unterhaltungstalente es bei diesem prächtigen freiwilligen Dienst gibt, die da in den Freistunden als Hauskapelle musizieren, mit Mundharmonika, „Maurerflavier“ u. a., die ihre „Git“ loslassen und vieles andere mehr. — Unser Bild zeigt die Buchholzer Freiwilligen, die von dem jetzigen Leiter, Herrn Wenzel-Annaberg mit viel Verständnis geführt werden. Sie alle werden nach vielen Jahren oft beistehendes Bild anschauen und sich der Wochen erinnern, wo sie täglich gemeinsam des Morgens zur Arbeit antraten.



Bei Waldarbeiten im Buchholzer Stadtwald.

ebenfalls schon. Alles wetteifert, seine 1.70 RM. pro Tag redlich zu verdienen. Bodenverbesserungsarbeiten verrichtet man im Buchholzer Stadtwald jetzt und dann kommen Begearbeiten am Röhrensteig und Hohweg daran. Heide rodet man zunächst im Walde aus, sie, die das Wachstum der jungen Fichten bekanntlich so behindert; und dann geht es ans Wege schaffen, wozu Steine zc. aus dem Wald nach dem Hohlweg geschafft werden sollen. R u d, r u d, so klingt es täglich draußen im Buchholzer Wald. Es ist schon frisch, recht frisch bei der Arbeit am Morgen, doch bald wird man warm und wie schmeckt die Arbeit nach der langen furchtbaren Tatenlosigkeit, zu der man verdammt war. Man sieht auch, was man schafft, wie es fleckt, und freut sich darüber. Manch andere unsichtbare Tätigkeit würde nicht diesen Spaß machen. Auch die Bürgerschaft sieht es, die viel hinausgeht und froh beobachtet, was Arbeitslose hier erschaffen, die sich samt und sonders frei-

Herrn Wenzel-Annaberg mit viel Verständnis geführt werden. Sie alle werden nach vielen Jahren oft beistehendes Bild anschauen und sich der Wochen erinnern, wo sie täglich gemeinsam des Morgens zur Arbeit antraten.



Bilder vom Elterleiner Arbeitsdienst.

Auffinden einer alten Salzstraßen-Brücke (links).

Raftlos beim Tagewerk (rechts).

und die Bürgerschaft sieht es, die viel hinausgeht und froh beobachtet, was Arbeitslose hier erschaffen, die sich samt und sonders frei-

fundenen Brückenteile, das andere läßt andere Arbeiten des Freiwilligen Dienstes sichtbar werden.

### Brückenfund aus der Zeit der Salzstraße.

Auch in Elterlein ist, wie die „D. Z.“ ebenfalls bereits in wiederholten Artikeln darlegte, ein Freiwilliger Arbeitsdienst tätig. Derselbe förderte bei seinem Schaffen u. a. einen interessanten Ausgrabungsfund zutage, und zwar guterhaltene ansehnliche Reste einer Brücke, die offenbar in jener Zeit vor Jahrhunderten angelegt wurde, in der nach Elterlein auch die in den Chroniken unserer Heimat oft erwähnte Salzstraße führte. Das eine unserer Bilder zeigt deutlich die aufgefundenen Brückenteile, das andere läßt andere Arbeiten des Freiwilligen Dienstes sichtbar werden.

(Fortsetzung 2. Seite.)

### Auch Freiwilliger Arbeitsdienst für das weibliche Geschlecht.

Seit längerem schon befaßte man sich angesichts der Erfolge des Freiwilligen Arbeitsdienstes auch damit, für die weibliche Jugend Möglichkeiten zum Einsatz in besonderen Arbeitsdienstvorhaben zu finden. So wurden stellenlose weibliche Angestellte an vielen Orten für Wohlfahrtsarbeit herangezogen, um so aus älteren Sachen gebrauchsfertige Kleider und Wäschestücke herzustellen für Zwecke der Winterhilfe; ferner wurde gekocht für Wohlfahrtsempfänger. In einem Erholungsheim in Zernsdorf in der Mark werden laufend 10 Kolleginnen stets 14 Tage lang von einer Arbeitsdienstschar betreut; auch Garten- und Nährarbeit wird dort geleistet. In Stämmen in der Lüneburger Heide werden 20 Morgen Heide durch weibliche Freiwillige urbar gemacht durch Umgraben und Planieren.

## Der Dukatenhof

Aus „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ von Karl May.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Nun ist's zu Ende mit allem Haß und Streit, mit aller Angst und Sorge, Anna! Aber gekämpft haben wir auch, daß es so weit gekommen ist. Der König hat nicht gleich gewollt, sondern gesagt, da gab es vorher erst gar viel auf dem Gericht zu tun, eh an die Gnade zu denken sei, aber die Emma ist fast tot gewesen vor Herzeleid; der Heinrich hat vollends gar kein Wort zuwege gebracht, auch der Wilhelm hat gemeint und gebeten, und da sind der Königin die Tränen über die Wangen gestürzt, und sie hat ihren Mann bei der Hand gefaßt und ihn so lieb und gut angeschaut, daß ihm das Herz endlich doch übergelaufen ist. Er hat mit dem Gerichtsdirektor noch einige Worte in einer fremden Sprache gesprochen und dann gesagt: „Nun gut, er soll nicht gefangen sein. Wo so viel Reue und Fürsprache ist, da kann kein König widerstehen.“ Aber nun die Freude, die solltest du sehn! Der Heinrich hat geschluchzt wie ein Kind; die Emma hat dem König und der Königin immer nur die Hände geküßt und mit Tränen gesalbt; der Wilhelm und ich, wir sind vor Glück auch ganz stumm gewesen, und die Herrschaften haben selbst nicht gewußt, wo sie mit ihrer Nührung hin sollten. Anna, das war die schönste Stunde in meinem Leben! Und nun werd ich meine Rache vollenden, aber nicht die, die ich erst gewollt hab, sondern eine andere, eine viel, viel schönere und bessere.“

Er schob sich zum Ofen und zog die darunterliegenden Bildestöße hervor; dann entfernte er das Blech und eine Lage Ziegelsteine und griff in die jetzt sichtbar werdende Vertiefung.

„Hier sind sie, die Dukatenstücke, alle miteinander! Ich hab gebettelt und gemalt, gescharrt und gespart wohl an die dreißig Jahr, und wenn es mir mal gar zu schwer hat werden wollen, so hab ich gedacht, es ist für deine Rache; der Heinrich muß aus dem Dukatenhof, und du ziehst an seiner Stell hinein. Dann hab ich wieder von neuem Kraft gehabt, bin im Land herumgefahren, hab gehungert und gedurstet, im Wald oder auf der Wiese geschlafen, und wenn ich heimgekommen bin, so ist der Beutel voll gewesen, und ich hab dir das Geld auf Heller und Pfennig vorgezählt. Jetzt ist's gut, und ich kauf auch den Hof, aber nicht für mich, und der Heinrich, der soll nicht hinausgestoßen werden, sondern er soll der Dukatenbauer sein, wie ers bisher gewesen ist. Ich aber, ich bleib bei dir in meinem Häuschen; ich mag nicht fort, denn der Köpfe-Franz und die Anna, die passen nirgends anders hin.“

Nun war in dem ärmlichen Raum wieder jenes verheißungsvolle Klingen zu hören, wie am Abend des Begräbnistages, die Nachtruhe blieb dem Auge des Bewohners fern, und als es am Morgen an den Türen klopfte, hatten seine hellen Augen keinen Schlaf gesehn.

„Wer ist's?“ fragte er.

„Ich bins, Pate, der Wilhelm!“

„Hast du den Karren mit?“

„Ja.“

„So ist's gut. Ich werd aufmachen.“

Er öffnete. Wilhelm hielt mit einer Schubkarre draußen.

„Du hast mich bestellt, Pate. Was soll ich denn fortjchaffen?“

„Komm herein! Wirfst gleich sehn!“

Mitten in der Stube stand ein altertümlicher Kasten von starkem, halbverrostetem Eisenblech.

„Diese Truhe hier schaffst du mir nach dem Dukatenhof und das Papier auch mit, das drauf liegt. Es kommt in die untere Stube!“

„Schön!“ Er wollte den Kasten vom Boden heben, bemerkte aber, daß dazu eine ungewöhnliche Kraftanstrengung erforderlich sei. „Das ist schwer, Pate. Was hast du denn drin?“

„Allerlei alten Kram, der lange Jahre bei mir unterm Ofen gelegen hat. Greif nur fest zu; es wird schon gehn!“

„Und was willst du mit dem Gerümpel auf dem Hof?“

„Das wirst du wohl noch sehn. Mach nur allweil, daß du fortkommst. Ich komme gleich nach.“

Als Franz den Hof erreichte, stiegen eben der Baron und der Agent aus der Kutsche, vor die der Braune des Dukatengrafes gespannt war.

„Kommst grad recht, Franz!“ rief der erstere. „Kannst nachher gleich den neuen Bauer abzeichnen.“

„Habs schon heut nacht getan. Er ist auf dem Papier mit all seinen Leuten“, antwortete der Krüppel.

Der Baron blickte ihn fragend an, wurde aber nicht weiter von ihm beachtet.

Die Räume, die seit Jahrhunderten nur von den Dukatenbauern und ihren Angehörigen betreten worden waren, standen weit offen; Fremde gingen in ihnen auf und ab und bemäkelten die Gegenstände, an denen die strenge Geschichte eines durch Selbstsucht und Hochmut zugrunde gerichteten Geschlechts haftete. In der unteren Stube hatten die Herren vom Gericht ihren Sitz aufgeschlagen; im Flur war von dem geschäftigen Bergwirt ein Schantisch errichtet worden; zahlreiche Neugierige strömten herbei, um dem letzten Atemzug der Dukatenwirtschaft beizuwohnen; es wurde gelobt und getadelt, entschuldigt und verurteilt, bemitleidet und verspottet, gelacht, gescherzt, getrunken; die Gebote folgten sich erst langsam, dann immer schneller; als aber der Baron seine gewichtige Stimme erhob und mit siegesgewisser Miene gleich die wahrscheinlich höchste Ziffer notieren ließ, ging ein achtungsvolles Schweigen über die ganze Versammlung.

„Nicht wahr, das zieht?“ fragte er, sich triumphierend im Kreise umblickend. „Komm her, Kleiner, und mach die Tasche auf! Wir müssen unsere Zahlungsfähigkeit nachweisen.“

Der Agent tat, wie ihm geheißen war, und bald hatten beide den Tisch mit dem Inhalt ihrer Brieffaschen vollständig bedeckt.

„So, das ist ein Pflaster, wie es hier kein anderer aufzuweisen hat. Wer noch weiter bieten will, der mag versuchen, aber das Gut wird unser, und der Dukatengraf muß heut noch hinaus!“

„Das wird sich finden!“ erscholl es von der Tür her. „Jetzt ist er noch da und hat auch gar keine Luft, schon fortzugehn.“

Es war Graf selbst, der sich auf seinem Rollwägelchen hereingeschoben hatte.

„Oho, Krüppel, du tust doch heut gewaltig dick, wo es dir doch etwas dünner zumute sein sollte“, höhnte der von den Getränken etwas berauschte Baron. „Bleibe nur immer oben in deiner Kammer und zähle zusammen, was du den Leuten schuldig bist!“

„Das weiß ich ganz genau und werds bezahlen. Noch bin ich hier Herr im Haus, und wer heut abend draußen ist, das wird ja wohl zu sehn sein. Schau her, wenn du denkst, der Dukatengraf ist alle geworden!“

Er näherte sich dem Blechkasten, den Wilhelm hier abgesetzt hatte, und dem von niemand irgendeine Aufmerksamkeit geschenkt worden war, zog den Schlüssel hervor und öffnete. Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens entfuhr den Lippen der Umstehenden! Die Truhe war bis an den Rand mit flimmernden Goldstücken gefüllt.

„Siehst du nun, Baron, daß der Graf noch übergenug Dukaten hat, um dich samt deinem Gesellen dort aus dem Haus

zu werfen? Herr Assessor, kommen Sie her, und zählen Sie so viel davon weg, als ich schuldig bin, auch die Kosten mit! Und hernach macht ihr andern, daß ihr hinauskommt! Die Versteigerung ist zu End, und ich will nun wieder Ruh im Haus haben!"

"Wie kommen Sie auf einmal zu dem Geld?" fragte der Beamte.

"Das werden Sie noch heut erfahren. Jetzt aber bitte ich, abzuzählen; ich kann nicht auf den Tisch hinauf."

"Nein, das geht nicht!" rief der Baron. "Ich hab auf den Hof geboten und trete nicht wieder zurück. Ich kann bezahlen; hier liegt mein Geld. Der Hof muß mein werden; darum streich ich es gar nicht erst wieder ein."

"Das will ich mir auch verbitten!" klang es da hinter ihm, und eine feste, schwere Hand legte sich auf seine Schulter. Ein fremder Herr, der bisher den schweigenden Beobachter gemacht hatt, war an ihn herantreten. "Kennen Sie vielleicht diese beiden Lichtbilder, meine Herren?" fragte er, dem Baron ebenso wie dem Agenten je eine Karte vorhaltend. "Ich hab die Bekanntschaft dieser Männer schon seit Monaten gewünscht und bin ganz glücklich, sie endlich doch noch zu machen. Herr Verwalter und Herr Privatsekretär, Sie sind meine Gefangenen!"

Wie ein Blitzschlag fielen diese Worte in die Versammlung, die für einige Augenblicke von einer großen Verwirrung ergriffen wurde. Der Baron wollte sich diese zunutze machen, warf sich auf den Tisch, griff mit einigen raschen Griffen das Geld zusammen und stürzte dann nach der Tür. Dort aber nahmen ihn einige bereitstehende Gehilfen des Fremden in Empfang, und nach kurzem vergeblichen Ringen war sowohl er als auch der Agent durch Handschellen und Schließketten unschädlich gemacht. Der Beamte wandte sich nun zu dem Gerichtsbeamten.

"Herr Assessor, gestatten Sie mir, mich Ihnen gegenüber auszuweisen und die im Besitz dieser Männer betroffenen Wertpapiere und Schuldscheine samt dem draußen stehenden Geschirr in meine Verwahrung zu nehmen. Der Herr Ortsrichter wird mir diese Erlaubnis wohl auch nicht vorenthalten."

Die beiden Angeredeten gaben gleich nach dem ersten Blick auf den vorgezeigten Ausweis ihre Zustimmung, und es wurde ein Verzeichnis all der Gegenstände angefertigt, die die Gauner bei sich führten. Der Polizist unterwarf ganz besonders die Notizbücher einer eingehenden Prüfung. Als er sie zusammenschlug, ließ er das scharfe Auge suchend im Kreis herumgehen.

"Ist der Mann dort an der Tür der Bergwirt?"

"Ja!" lautete die Antwort.

"Er wird den beiden anderen Gesellschaft leisten. Nehmt ihn fest!"

"Was? Mich?" rief der Wirt, sich nach dem Ausgang wendend; schon aber fühlte er sich ergriffen und zurückgehalten.

"Ja, Sie! Eine so genaue Buchführung, wie ich sie hier in der Brieftasche des Herrn 'Bankier' finde, hat für gewisse Geschäftsarten ihre großen Schattenseiten. Sie gehen mit uns!"

Darauf wandte er sich an Graf.

"Ich konnte Ihrer Anzeige erst heut Folge leisten, weil es mir notwendig schien, mich zuvor über die vorliegenden Verhältnisse im stillen zu unterrichten. Dies ist so eingehend geschehen, wie es mir die Kürze der Zeit gestattete, und ich sehe mich dadurch in die Lage versetzt, Ihnen eine erfreuliche Mitteilung machen zu können. Die Buchführung dieser Herren läßt sowohl die Art und Weise als auch die Höhe Ihrer Verluste sehr deutlich erkennen, und da die Beträge noch zum großen Teil vorhanden sind, so dürfen Sie Hoffnung auf eine wenigstens teilweise Wiedererstattung haben. Das Weitere werden Sie auf gerichtlichem Wege mitgeteilt erhalten. — Für jetzt aber ist meine Aufgabe hier vollendet. Gestatten Sie mir, Herr Assessor, mich zu verabschieden!"

In wenigen Minuten rollte die Kutsche des Barons davon; sie war weit schwerer als einige Stunden vorher, und der Braune trabte so unwillig von dannen, als hege er die Ueberzeugung, daß der Dukatenhof noch immer seine rechtmäßige Heimat sei. Ebenso kurzer Zeit bedurfte es, um den Hof von den vielen lästigen Gefellen zu befreien, deren Anwesenheit nun keinen Zweck mehr hatte. Anfangs wollte es niemand begreifen,

daß das Gut im Besitz des Dukatengrafen bleiben werde, und als im Lauf des Tages der wahre Sachverhalt ruckbar wurde, war es den Leuten noch viel unerklärlicher, woher der Köpfe-Franz dieses ungeheure Vermögen habe, das ganz sicher einst niemand anders erben werde, als Wilhelm und Emma.

Noch am Abend feierten diese beiden ihre Verlobung, bei der außer den Eltern Wilhelms auch der Pfarrer zugegen war. Er hatte den ihm übergebenen Dukatenschatz wieder mitgebracht und wollte ihn in die Hände Grafs zurücklegen; dieser aber wehrte ab.

"Nein, Herr Pfarrer, ich nehme die Dukaten nicht wieder! Der Franz wird sie wohl auch nicht haben wollen, aber ich weiß jemand, der sie recht gut gebrauchen kann. Ich hab gehört, daß sich der Feldhüter Wolf im vorigen November aus Versehen die Hand zerschossen hat; der kann mit seiner zahlreichen Familie das Geld wohl notwendig haben. Ich bin erlöst worden aus tiefer Not; mein Herz soll ferner nie wieder so hart sein, wie es früher gewesen ist. Die Dukaten waren für dich bestimmt, Franz; soll sie der Wolf bekommen?"

"Ich hab allweil nichts dagegen, daß er sie erhält. Jetzt aber schaut mal her, was ich heut nacht den jungen Leuten als Angebinde zur Verlobung gezeichnet hab!"

Er rollte das Papier auseinander, das Wilhelm heute mit dem Blechkasten abgeholt hatte. Es enthielt eine Bleistiftzeichnung und stellte die untere Stube des Dukatenhofes dar; in deren Mitte stand das wohlgetroffene Königspaar, vor dem die beiden Krüppel in flehender Stellung an der Erde lagen. Hinter ihnen hielt Wilhelm die weinende Emma umfassen, und seitwärts von dieser Gruppe verbarg der Gerichtsdirektor seine Bewegung hinter dem vorgehaltenen Taschentuch. Die Züge sämtlicher Personen waren auf das sprechendste wiedergegeben, und die Stimmung des Augenblicks so treu festgehalten, daß die Beschauer des Bildes sich von dessen Anblick ergriffen fühlten und dem Zeichner die unverhohlene Bewunderung aussprachen.

"Nicht wahr", fragte dieser, "es ist gut geworden? Ich hab noch nie etwas so gern gemalt, wie dieses Blatt, und darum hats gelingen müssen. Das kommt hier an die Wand zum ewigen Andenken an die Stunde, die uns die schwerste und auch die schönste gewesen ist im ganzen Leben."

"Ja wohl, die schwerste", meinte Graf; "ich hab das wohl am meisten gefühlt; aber auch die schönste, denn es ist mir unverdiente Gnade zuteil geworden und euch allen Heil und Segen." —

Seit diesen Begebenheiten sind gar viele Jahre verflossen. Der "Schmugglerfürst" ist in anderen Gegenden des Grenzgebirgs später nachgeahmt worden. Der alte Dukatenhof aber hat sich damals von seinem Verfall schnell erholt. Er gilt noch heute als eins der am besten bewirtschafteten Güter der ganzen Umgegend. Und wenn der oben angeführte Chronist aus seinem längst eingesunkenen Grabe hinter der Sakristei hervorstiegen und die Feder in die Hand nehmen könnte, um die Geschichte der Familie Grab bis auf die Gegenwart fortzuführen, so würden seine Aufzeichnungen vielleicht mit den Worten schließen:

"Auß denen zweyen Klöz aber sind gemacht eyn ganz absonderlich Zahl von Brettern, und hat man darauf gebaut eyn schön und fürtrefflich Lauben, so da steht an selwigem Orte, als wo die Bäume vormalen einst gelegen sind. Solch Lauben ist dem Köpfe-Franz seyn Werkstatt worden, indem er des Morgens von seyner Hütten herunterkompt und erst des Abends wieder von dannen fährt. So kommen denn die Leut, als da sind Männlein und Weiblein, fürnähmlich des Sonntags, in hellen Haufen herbez, umb sich zu holen eyn Contresen, so mann alsbald hant in die Stuben, allwo das Licht am besten trifft. Sikt auch zuweilen dabey der Dukatengrass, so da ist der Letzte seines Geschlechtes, sambt dem kleynen Enkeleyn, dieweylen die Bäuerin in der Rüchen schangt. Und weyl so allermassen viele Bilder gehn von deme Hoff hinauf ins weite Land, derohalben ist er bey Denen, so ihn kennen, nicht mehr Dukatenhoff, sondern Köpfehoff geheissen."

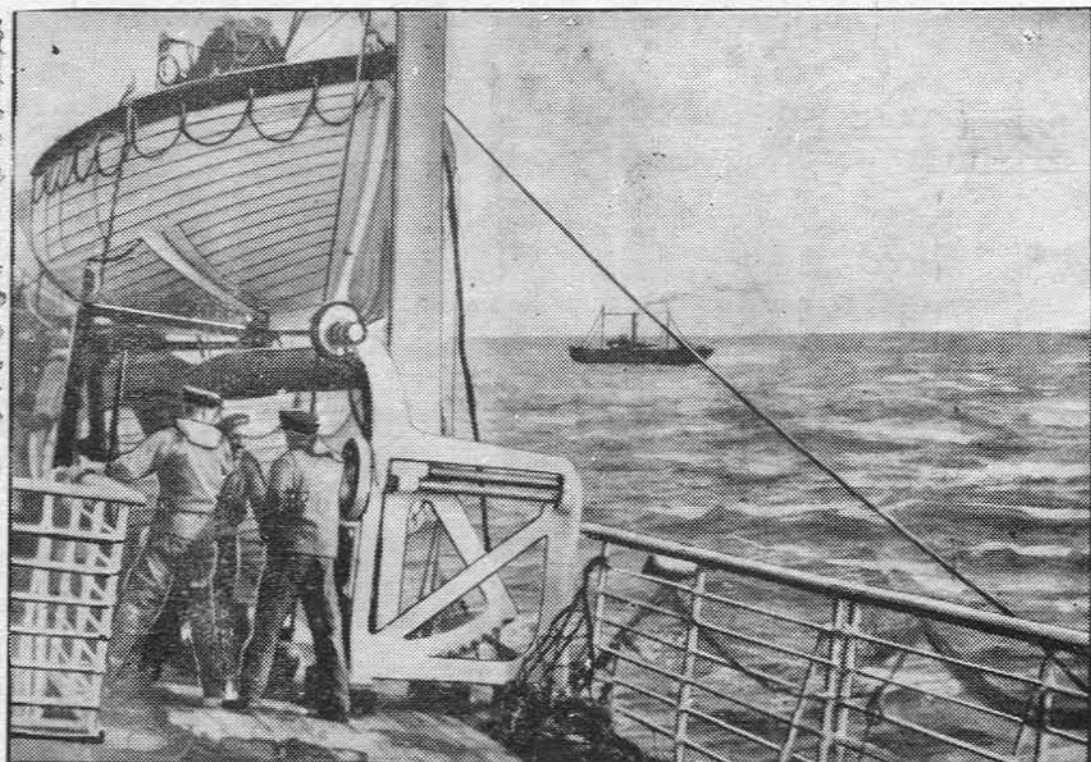
E n d e.

## Bilder aus aller Welt



### Die erste Briefmarke von Mandschukuo.

Die neue mandschurische Briefmarke, die das Porträt Pujis, des einstigen Kaisers von China zeigt, der zum Präsidenten der Mandchurei ausgerufen wurde.



### Rettung aus Geenot in letzter Minute.

Auf der Fahrt von Ostende nach Italien brach dem belgischen Lastdampfer „Scheldestadt“ die Schraubenwelle und das Wasser flutete in den Maschinenraum. In letzter Minute konnte ein Rettungsboot der „Lancastria“ die 22 Mann der Besatzung aus ihrer gefährlichen Lage befreien. Unser Bild zeigt, wie das Rettungsboot der „Lancastria“ herabgelassen wird, um der Besatzung der „Scheldestadt“ (im Hintergrund) zu Hilfe zu eilen.



### Zum 175. Todestag des Physikers Reaumur.

Antoine Ferchault de Réaumur (zeitgenössische Darstellung), der große franz. Physiker u. Zoologe, starb vor 175 Jahren, am 18. Oktober 1757.

### Bagdad feiert den Eintritt des Irak in den Völkerbund.

Nebenstehendes Bild zeigt die Aufahrt der Diplomaten und Ehrengäste zum Hofempfang bei König Feisal (Porträt oben links).





### Dresdens Hofkirche in Gefahr.

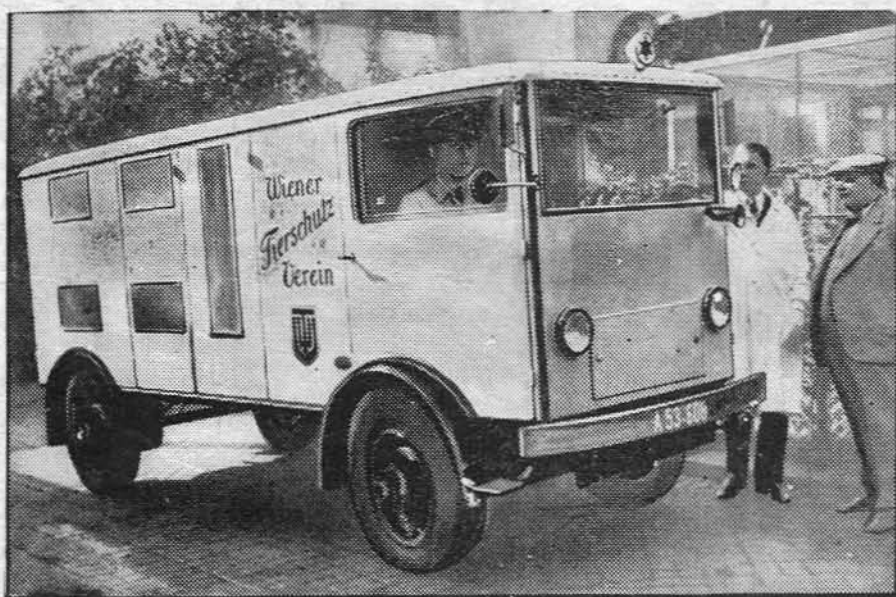
Der herrliche Sandsteinbau der Hofkirche in Dresden, die jetzt völlig eingerüstet werden muß, da der Verwitterungsprozeß vor allem an dem Turm der Kirche sowie an dem überlebensgroßen Figurenschmuck, der zu den Hauptwerken Lorenzo Mattiellis gehört, schon sehr weit fortgeschritten ist.

### Zu der Coburger Fürstenhochzeit.

Unser Bild oben links zeigt uns die Braut, Prinzessin Sibille (Mitte) mit ihren Eltern, Herzog Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha mit seiner Gemahlin Viktoria Adelsheid.

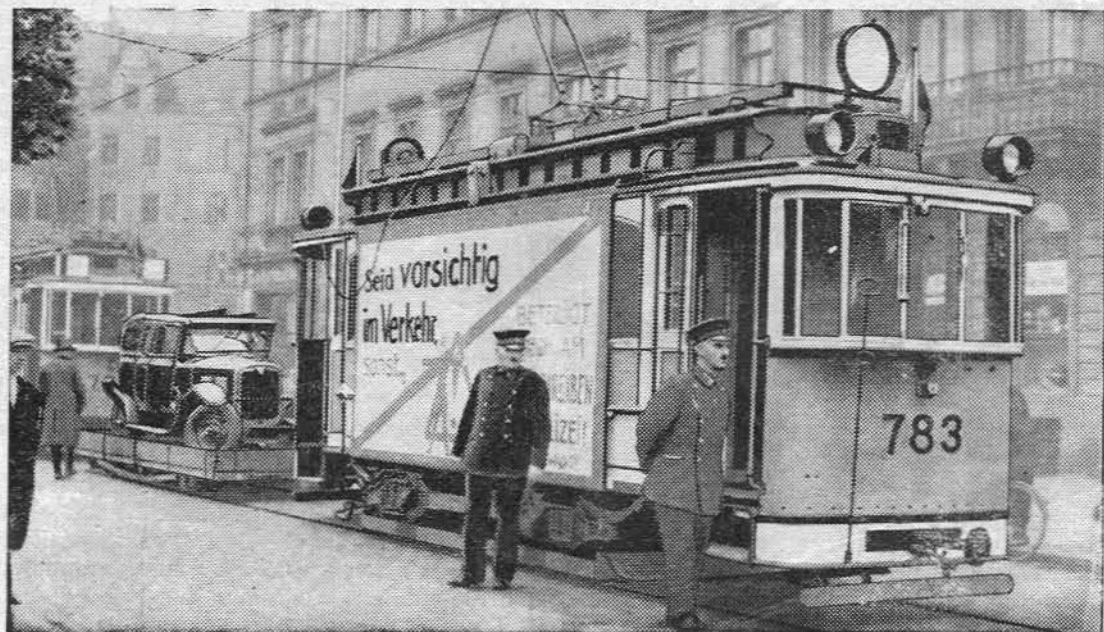
### Ein Tier-Rettungsauto in Wien.

Der so außerordentlich rührige Wiener Tiererschützverein hat ein Tierrettungsauto in Dienst gestellt, das für alle erdenklichen Unfälle mit sinnreichen Apparaten ausgerüstet ist.



### Eine eindringliche Warnung bei der Dresdener Verkehrswoche.

Wie die Verwaltung anderer Städte hat auch Sachsens Hauptstadt jetzt eine Verkehrswoche durchgeführt, um der Bevölkerung die Gefahren bei Unachtsamkeit und Nicht-Befolgung der Verkehrsregeln zu zeigen. Unser nebenstehendes Bild zeigt einen Straßenbahnzug mit Warntafel, der ein zertrümmertes Auto mit sich führt.



# Mooch'n Feierabend



## Die alte Harfenistin.

Von Karl Schröder.

Nachdruck verboten.

Zusammengekauert und frierend sitzt Marianne in der Ecke. Ihre fünf Gefährtinnen, dicht aneinandergedrängt, schlafen in hochender Stellung. Sie selbst kann nicht mehr schlafen. Ihre Glieder sind steif und wie zerbrochen; ihre unmränderten Augen liegen tief in den Höhlen. Sie brennen, schmerzen. Endlos und eintönig kriecht die Landschaft an den Koupeesfenstern vorbei. Nichts als Ebene, Ebene! Wie lange sitzen sie nun schon auf diesen elenden Holzbänken, in diesen stinkigen Waggons? Die Fahrt scheint ins Endlose zu gehen!

Vor acht Tagen schon hatten sie Konstantinopel verlassen. Dort gastierten sie vier Monate und es sollte jetzt eigentlich in die Heimat, nach dem lieben Erzgebirge gehen.

Auf das Drängen des Hoteliers in Konstantinopel hatte ihr Kapellmeister vierzehn Tage zugegeben. Mit fünfzehnten September hatte er sich jedoch schon wieder in Petersburg verpflichtet, mit seiner Damenkapelle das erste Konzert zu geben.

Sechzehn Monate waren sie schon unterwegs. Marianne hatte für ihr Alter, achtzehn Jahre wird sie im Dezember, schon viel von der Welt gesehen. Wo spielten sie nur schon überall in diesen achtzehn Monaten? In Wien, Graz, Agram, Sarajewo, Athen, Smyrna und jetzt zuletzt in Konstantinopel. Überall ernteten sie reichen Beifall und verdienten ein hübsches Stück Geld. Waren doch die Kapellen aus dem Erzgebirge überall bekannt und wurden gerne gehört. Das Reisen mit Musik war schon durch viele Generationen im Erzgebirge, besonders in und um Preßnitz herum, für die dortige Jugend zur Tradition geworden. Alle, die so in die Welt hinausgezogen, waren gute Musikanter.

Freilich, viele von ihnen packte oft, wenn sie lange in fernen Ländern weilten, die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem lieben Erzgebirge. Sie mußten aber aushalten, denn, von was sollten die Eltern, die kleineren Geschwister leben, wenn sie nicht mehr mit Musik reisen würden? Kann doch der eigene Boden die Bevölkerung nur mühselig ernähren. Trotzdem aber die Armut in jeder Hütte wohnt, man sich mit dem Einfachsten begnügen muß, so sehnt man sich doch gerne zurück in die lieben Berge.

Marianne drückte sich fester in die Ecke und hüllte sich tiefer in ihre Decke ein. Sie drückte die Augen zu. Sie wollte und konnte das Einerlei der großen russischen Ebenen nicht mehr sehen. Wenn diese Fahrt mit dem nerventötenden Artata, Artata, Artata der Räder doch nur schon bald zu Ende wäre!

Am elften Tage konnte Marianne, durften sie alle endlich, endlich den Zug, dieses Marterfahrzeug, verlassen. Sie waren in Petersburg angelangt. Wie wohl tat ihnen diese schon etwas kalte, frische Luft!

Ausgeruht, fanden sie sich des nächsten Tages am Nachmittag im Kasino zu einer Probe ein. Unter anderen schon so und so oft gespielten Konzertstücken probten sie auch die russische Hymne neu ein. Alles klappte und unsere kleine Marianne ging wieder ganz in Musik auf.

Am ersten Abend und auch alle folgenden ernteten sie nicht endenwollenden Beifall. Das Publikum, zusammengesetzt aus Kreisen der besten Gesellschaft, wußte das Können der Kapelle zu schätzen. Alle sechs Musikantinnen spielten mit voller Hingabe. Aber besonders Marianne mit ihren Cellofolien und

Harfeneinlagen nahm die ganze Zuhörerschaft gefangen. Minutenlang nach dem Verflingen der Töne, die sie aus den Saiten ihrer Instrumente hervorzuzaubern verstand, herrschte Kirchenstille im Saal. Marianne, ihren schönen Kopf leicht geneigt, saß traumverloren, ihren eigenen Tönen nachlaufend. Ihre dunklen Augen schwebten mit schwermütigen Blicken in die Ferne; vielleicht in die Heimat.

Doch plötzlich bricht es los, bei den hinteren Tischreihen beginnend, alles mit sich reißen: Ein stürmischer, nicht endenwollender Beifall mit laut werdenden Wünschen nach Wiederholung. Man feiert Marianne, man feiert sie alle diese Musikantinnen aus dem Erzgebirge. Sie erhalten Einladungen aus den besten Petersburger Gesellschaftskreisen und sie werden er sucht, hier und dort Privatkonzer te zu geben.

Bei solchen Anlässen tut sich unseren armen Erzgebirgs kindern eine nie geahnte Pracht auf. Sie sind aus ihrer von Kindheit auf gewohnten Armut und Einfachheit plötzlich ver setzt in die Mitte der Wohlhabenheit, des Reichtums und des nie gekannten Glanzes. Für Ältere und schon lange Gereifte ist dies freilich nichts ganz Neues mehr. Jedoch Marianne in ihrer Jugend kann sich an diesem Reichtum, dieser Pracht und diesem Glänzenden nicht satt genug sehen. Es ist Träu merei, sie traut ihren Gedanken nicht zu folgen, die so sehnlich wünschen, auch einmal so reich zu sein, in einer solchen großen Stadt zu wohnen, so herrliche Kleider zu tragen und so wert vollen Schmuck.

Im Hause Jergunoff, eines Großgrundbesizers, der Län dereien im Ausmaße Böhmens sein Eigen nennt, gastierte heute unsere kleine Kapelle. Das ganze Haus, die ganze Ein richtung und alles, was man hier sieht, repräsentiert den gro ßen Reichtum der Familie Jergunoff.

Marianne, mit dem Bogen leise über die Saiten des Cellos streichend, entlockt diesem die letzten, leise verflingenden Töne ihrer Solopartie. Wie immer, schaut sie auch jetzt traumverloren in die Ferne. Nach einigen Sekunden des tiefsten Schweigens bricht auch jetzt wieder ein Beifallssturm los. Man verlangt eine Wiederholung.

Aufgeschreckt verbeugt sich Marianne leicht; ihre Blicke irren in dem kleinen Saal umher und bleiben einen Moment auf dem blassen Gesicht eines jungen Mannes, der beim Kamin steht, haften. Dieser hat seine Augen unverwandt auf Marianne gerichtet.

Bekommen, von einem ihr fremden Gefühl ergriffen, senkt sie verwirrt ihren Blick und beginnt die Wiederholung. Nach Schluß des Konzertes überreicht man Marianne ein kleines Paketchen. Die von Jergunoff zur Verfügung gestellten Schlitten bringen die Musikanten nach Hause.

In ihrem einfachen Zimmer angekommen, öffnet Marianne mit einer gewissen Ungebuld das Paketchen und hält einen Goldreif mit einem Brillanten in der Hand. Sie steckt ihn an den Finger, betrachtet ihn und jubelt: „O, wie herrlich! Wie er glänzt und funkelt!“ Während sie so in die sich brechenden Reflexe des Brillanten schaut, sieht sie ein Gesicht. Sie drückt die Augen zu, vergebens! Das Gesicht wird deutlicher. Es ist bleich, eingerahmt von schwarzen, gelockten Haaren, die Augen unverwandt auf sie gerichtet.

Täglich wiederholen sich die Proben, täglich die Konzerte. Marianne legt einen Rubel zu dem anderen. Bald werden es wieder fünfzig solcher Goldstücke sein! Welche Freude werden dann die Eltern und Geschwister haben, wenn aus Petersburg die vielen, vielen zusammengesparten Rubel kommen werden!

Im Pelzmantel, mit schmucken Stiefelchen an den Füßen, steht Marianne am Perron des Bahnhofes in Petersburg. Sie winkt mit ihrem Taschentuche dem abfahrenden Zuge nach. Tränen rollen über ihre Wangen. Ihre fünf Gefährtinnen fahren in die Heimat — und sie?

Drei Monate spielten sie in Petersburg. Nach dem Gast spiel im Hause Jergunoff besuchte der junge, bleiche Mann täg lich ihre Konzerte. Es war der Sohn Jergunoffs und das ein-

zige Kind. Ob Marianne wollte oder nicht, sie mußte immer hinschauen zu ihm. Sein stilles Wesen, das Melancholische, zog sie an.

Vor vier Wochen hatte ihr Iwan seine aufrichtige Liebe gestanden. Sie erwiderte diese. Nach einer Aussprache mit seinen Eltern hatten diese auch nichts dagegen. Marianne kam in das Haus Jergunoff. Sie wurde hier wie ein Kind gehalten und verwöhnt. Schnell lebte sie sich in die neuen Verhältnisse ein. Nur der Abschied von ihren Gefährtinnen ging ihr sehr zu Herzen. Jedoch auch dies ward überwunden und sie sah ihre Träume in Erfüllung gehen. Ihrer Musik und ihren Instrumenten blieb sie treu.

Marianne sitzt zurückgelehnt in einem bequemen Stuhl beim Fenster. Der große Kamin strahlt eine wohlige Wärme aus. Langsam und schneeschwer ziehen die tiefen Wolken dahin. Eine angenehme Dämmerung herrscht im Zimmer. Marianne schließt die Augen. Sie sinnt, sie träumt.

Sie sieht, wie ihr Vater, in knietiefem Schnee schreitend, den Berg emporstapft. Auf dem Rücken die Krage, darauf ein kleines Tannenbäumchen gebunden. Hui, wie der Schnee treibt! Höher und höher wird die weiße Decke. Von dem kleinen Häuschen schaut nur noch das Dach aus den Schneewehen heraus. In der kleinen Stube zu Hause ist es mollig warm. Das harzgetränkte Holz, das im Ofen prasselt, verbreitet einen angenehmen Geruch. Der kleine Görg, der auf der Ofenbank sitzt, legt seine Schnitzerei beiseite. Die Mutter schüttet den Topf Erdäpfel auf den Tisch, stellt dazwischen den Salznapf und die große irdene Schüssel mit Brotsuppe. Alle versammeln sich um den Tisch und der Vater betet laut: „Komm, Herr Jesus Christ, sei unser Gast, segne alles, was du uns bescheret hast.“ Mit dem hölzernen Löffel in die Schüssel langend, lassen es sich alle gut schmecken. Teller und die alten Zinnlöffel kommen nur an Festtagen auf den Tisch.

Da hört Marianne sich bei ihrem Namen rufen. Erschreckt fährt sie aus ihrer Träumerei auf. Die alte Magd steht vor ihr und ruft sie zum Abendtisch. Traumverloren sitzt sie auf ihrem Platz im Speisezimmer. Ihre Gedanken weilen in der Ferne, weit weg von hier, in dem kleinen Häuschen im Erzgebirge. Sie berührt kaum diese auserlesenen Speisen; kaum nippt sie aus dem in Silber gefaßten Teegläse. Sie wird ergriffen von einem Heimweh und nur schwer gelingt es Iwan, sie zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen.

Iwan, der wieder kränkelte, verbrachte mit Marianne den Sommer auf den Landsitzen seiner Eltern. Beide brachten sich aufrichtige Liebe entgegen und lebten ein zurückgezogenes, zufriedenes und glückliches Leben. Iwan hatte sich sichtlich erholt und ward lebhafter. Der Winter brachte sie wieder nach Petersburg zurück. Weihnachten war vorbei und der Fasching mit seinen rauschenden Festen hielt seinen Einzug.

Ball folgte auf Ball, Festlichkeit auf Festlichkeit. Marianne wurde jetzt als Braut Iwans in die große Gesellschaft eingeführt. Ihre guten Umgangsformen, ihr feines Benehmen ließ Fremden nicht ahnen, daß sie aus einer armen Hütte aus dem Erzgebirge stammte. Trotz alledem verleugnete sie aber weder ihre Heimat, noch ihre Abstammung. Trotz des Reichtums, der sie jetzt umgab, war sie nicht hoffärtig. Ihre Eltern vergaß sie nicht und empfand für Arme Mitleid und Mitgefühl.

Eines Morgens, sie waren spät in der Nacht von einer Festlichkeit bei einem bekannten Großkaufmann zurückgekehrt, schreckte Marianne aus dem Schlaf empor. Man pochte stark an ihre Tür. Sie sprang schnell aus ihrem Bett, warf einen Mantel über und riegelte die Türe auf. Mit bleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd, trat ihr die alte Magd entgegen. Sie schluchzte und brachte nur die Worte „Iwan, Iwan!“ hervor. Marianne, von einer plötzlichen Angst ergriffen, eilte in das Zimmer Iwans.

Dieser lag mit eingefallenen Wangen schneeweiß in seinem Bett und — Marianne stieß einen Schrei aus — das ganze Bett war rot von Blut. Ein starker, unerwarteter Blutsturz hatte seinem jungen Leben ein Ende gemacht. Ohnmächtig wurde Marianne in ihr Zimmer zurückgetragen. Sie erholt sich nur langsam, denn sie liebte Iwan aufrichtig.

Die Tage verliefen nun für Marianne eintönig. Trotzdem die Eltern Iwans ihre ganze Kindesliebe auf sie übertrugen hatten, ja, sogar gewillt waren, sie zu adoptieren, blieb sie allem diesen gegenüber interesselos. Sie fühlte sich wieder so recht fremd, verlassen in der Welt.

Es ist Frühling. Die Natur lebt, wie es in Rußland der Fall ist, ganz plötzlich wieder auf. Marianne wird blässer, stiller. Nur, wenn sie den von den warmen Winden gejagten Wolken nachschaut, spielt sie und da ein glückseliges Lächeln um ihren Mund.

Mit Sorgen betrachtet die Familie Jergunoff Marianne und bekümmert fragt man sie nach dem Grund ihrer Niedergeschlagenheit. Leise antwortet sie: „Heimweh, Sehnsucht nach meinem Gebirge!“ Sie will nicht mehr, sie kann nicht mehr hierbleiben. Alle Vorstellungen, alles gute Zureden der Familie Jergunoff ist umsonst. Nur heim, heim!

Jahrzehnte sind seither vergangen. Es ist Frühling und frühzeitig gehe ich vom Kupferberger Bahnhof auf der Kammstraße gegen Kupferberg. Als rotglühender Feuerball taucht die Sonne aus dem wogenden Nebelmeer, das im Tal dahinzieht. Ich bleibe stehen und betrachte mir dieses großartige Naturschauspiel. Auf und nieder, wie die Bogen eines Meeres, ziehen die Nebel dahin. Wie Inseln sieht man hier und dort Bergspitzen aus diesem Nebelmeer hervorragen.

Mich umdrehend, sehe ich am Kupferhügel die Baude und den Turm, im Frühlicht des Tages scharf gezeichnet, sich von dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel abheben. Im Widerschein der Sonne erstrahlen die Fenster wie flüssiges Gold. Die reine Luft zittert leicht und alles glitzert und flimmert.

Neben mir steht eine alte Frau, die Harfe an einer Schnur über die Achsel gehängt. Auch sie ist von dem Zauber der Natur befangen.

Ich gehe die Kammstraße weiter, die Frau neben mir. Langsam zerteilen sich die Nebel und man erschaut das schöne, erwachende Tal mit seinen bewaldeten Bergen, durchzogen von dem silbernen Band der Eger.

Bewundernd bleiben wir stehen und die alte Frau sagt mit Begeisterung: „Das ist meine Heimat!“

Rüstig schreitet sie neben mir den steilen Abhang herunter und fährt fort: „Ja, ja, junger Herr, rau und arm ist unser Erzgebirge, doch schön! Früher mehr als jetzt konnten wir, mußten wir in die weite Welt ziehen, blieben jedoch nicht. Ob nach längerer oder kürzerer Zeit gingen wir, von Heimweh ergriffen, oft Reichtum und Luxus im Stiche lassend, wieder zurück in unser armes Erzgebirge. Auch ich tat es einst und das, was Sie soeben bewunderten, zog mich wieder zurück!“

Weiterschreitend, erzählt sie mir von ihrer Jugend. Es war Marianne, heute die alte Harfenistin, die, mit ihrer Harfe von Haus zu Haus gehend, ihr Leben kümmerlich, jedoch mit sich zufrieden, fristete.

## In Dorf uhm uf'n Steigl.

In Dorf uhm uf'n Steigl  
do stinna Tog fir Tog  
drei kkaane dicke Weibl  
na liebn Gott zur Plog.

Na Milichkrug in Händn,  
stiecht erscht nár aane uhm.  
Noort kumma, wie üms Denkn  
noch zweea abgeschuhm

Kaa Wattr lah wos nügen,  
kaa Dunnr un kaa Regn.  
Se stinna in de Pfühn  
un haltn na Schirm drgegn.

Dr größte Sunnaschei  
hot se noch net vrdorm.  
Nár is de Milich fei  
in Krügl sauer worn.

Un wenn se nu su streitm,  
is eich net aane faul.  
Nár übr annrn Leitm  
zerreißn se es Maul

Kimmi vu dan Neigkaatn  
de schlachtfte nochert dra,  
do níd'n se un traatn  
ganz an anannr nah.

Un tuschln, wie de Meisle,  
Inu, die Schand, die Sünd. —  
Ball gieht's dorch' alle Heisle,  
un ball wáf gedés Kind. —

In Dorf uhm uf'n Steigl  
is eich a biese Stell. —  
Die drei klánn díckn Weibl,  
die kumma in de Höll.

E. Bauerfachs.

## Die Pest in Geyer

Vor ca. 250 Jahren wurde unsere Heimatstadt von einer furchtbaren Seuche heimgesucht. Damals zog die von fremden Ländern eingeschleppte Pest durch Kursachsen. Der Tod hielt in den einzelnen Orten eine furchtbare Ernte. In Geyer sind im Jahre 1680 zusammen 312 Personen verstorben. Die Bedeu-

tung dieser Zahl kann man erst recht ermessen, wenn man sie mit der Sterblichkeit anderer Jahre vergleicht. 1677 gab es in Geyer 26 Tote, 1678 waren es 17, 1679 starben 22 Leute. Dann

kommt das Jahr 1680 mit 32 Sterbefällen, 1681 sind es wieder nur 22. In Falkes Chronik wird die damalige Einwohnerschaft von Geyer auf höchstens 2000 Leute geschätzt, sodaß also jeder 6. Mann der Seuche zum Opfer gefallen ist. Im Totenbuch findet sich im Jahre 1680 unter Nr. 19 folgender Eintrag: „Den 21. Juni starb ein Mann im Hospital, seplielibatur den

22. Juni sine cremonis, weil man dafür hielt, er sey an der Pest gestorben“. Später hat der Pfarrer hinter diesem Eintrag geschrieben: „und der war der Erste!“ Mitte August mehrten sich die Todesfälle in außerordentlicher Zahl. Am 30. August starben 8 Personen, am 31. starben 7 und am 11. Sep-

tember 9. Im November erlosch die Pest langsam. Auch aus dem Trauregister ersieht man die damalige Notlage. 1860 wurden nur 6 Paare getraut, während 1861 die Zahl der Trauungen



wieder auf 33 Paare stieg. So war dieses Jahr für das Land, welches noch unter den Folgen des 30jährigen Krieges zu leiden hatte, sehr schwer. Auch in späterer Zeit hat es noch öfters solche Epidemien gegeben. 1771—72 war eine schwere Hungersnot, die Geyer besonders heimsuchte. 1855 raffte der Typhus 306 Personen hinweg.

## Herbstfreuden



Auf der Hasenjagd.

Der Jagdhund apportiert den geschossenen Meister Lampe.

### Drachensteigen — der Jungen-Sport im Herbst.

Rauhe Winde wehen über das Land, die Felder sind gemäht, da eilen denn überall die Jungen hinaus, um ihre Kunst im Drachensteigen lassen zu beweisen. Unser nebenstehendes Bild zeigt ein Prachtexemplar vor dem Start in die Höhe.

